



Funk_R_2017c

Die Bedeutung der Liebe im Werk von Erich Fromm

Rainer Funk

Die Bedeutung der Liebe im Werk von Erich Fromm, in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 21 / 2017, Tübingen (Selbstverlag), S. 38-49.

Copyright © 2017 by Dr. Rainer Funk, Ursrainer Ring 24, 72076 Tübingen. E-Mail: frommfunk[at]googlemail.com

1. Liebe – eine ernst zu nehmende Fähigkeit?

Es gibt heute geradezu eine Gier nach Liebe. Wenn deshalb etwa ein Buchtitel das Wort „Liebe“ enthält, wirkt das für den Verkaufserfolg wie ein Brandbeschleuniger. Liebe ist „top“ und ein zentraler Begriff für eine auf das Marketing fixierte und am Erfolg orientierte Wirtschaft und Gesellschaft. Kaum zu glauben, dass dies vor 80 Jahren noch völlig anders war und kein ernst zu nehmender Wissenschaftler sich mit dem Phänomen Liebe beschäftigte.

Tatsächlich war Erich Fromm im Jahr 1939 mit dem Beitrag „Selfishness and Self-Love“ (Fromm, 1939b) und 1956 mit seinem Buch *The Art of Loving. An Inquiry into the Nature of Love* (1956a) der erste Psychologe, der sich mit der Liebesfähigkeit des Menschen beschäftigte. Bis dahin war die Liebe kein Gegenstand der Biologie, der Soziologie, der Medizin, der Psychologie oder anderer Humanwissenschaften. Selbst Sigmund Freud sah in der Liebe keine ursprüngliche Fähigkeit des Menschen, sondern nur ein Epiphänomen, eine mögliche Erscheinungsform des Sexualtriebs. Für ihn müssen es Menschen erst mühsam lernen, den Nächsten zu lieben. Nächstenliebe ist für ihn kein primärer Impuls, sondern die

Folge eines von der Kultur erzwungenen Triebverzichts.

Die bis zu Fromm geübte wissenschaftliche Abstinenz bedeutet freilich nicht, dass die Frage der Liebe damals nicht doch allgegenwärtig war. Sie war immer präsent in der Literatur (etwa den Minneliedern, in lyrischen Gedichten oder in der Literatur der Romantik), in der Musik (in Liebesliedern, in Oper und Operette), in der Malerei und anderen Formen darstellender Kunst. In der Religion, in Philosophie und Ethik spielte die Liebesfähigkeit bzw. Liebesunfähigkeit schon immer eine zentrale Rolle. Auch sollte nicht die Flut von Liebesromanen im Groschenheft, im Kino oder im Fernsehen vergessen werden.

Es gibt heute kaum ein Wort, das so häufig für das eigene Handeln reklamiert und so unterschiedlich verstanden wird, wie das Wort „Liebe“. Hochkonjunktur hat das Wort „Liebe“ allerdings nicht erst heute. Schon immer diente die Liebe dabei zwei grundsätzlich verschiedenen Zwecken: eine besondere Art des Bezogenseins zu kennzeichnen und ein oft gar nicht so liebevolles Verhalten schön zu reden.

Alles wird aus Liebe getan: Wir geben uns aus Liebe das Jawort zum gemeinsamen Leben, liebevoll trösten wir weinende Kin-



der, wir begleiten aus Liebe Sterbende, wir halten Enttäuschungen aus, aus Liebe schaffen wir neue Arbeitsplätze und ermöglichen Flüchtlingen eine Zuflucht. Aber auch dies gilt: Aus Liebe werden Kinder sexuell oder narzisstisch missbraucht; aus Liebe zum Vaterland werden andere Menschen umgebracht; aus Liebe zum wissenschaftlichen Fortschritt werden Tiere gequält, krank gemacht und getötet; aus pädagogischer Liebe wurde bisher der Nachwuchs gezüchtigt und wird heute bei den Hoffnungsträgern alles Ärgerliche ignoriert und jedes Verhalten positiv gesehen. Beides hat wenig mit Liebe zu tun, denn die derart auf Händen Getragenen können keine Enttäuschungen mehr verkraften und entwickeln eine Unersättlichkeit, liebevoll behandelt und wertgeschätzt zu werden. Aus Liebe zu Deutschland wird das im Grundgesetz verankerte Asylrecht – eine ins Recht gesetzte Form der Liebe – ignoriert, werden die meisten Flüchtlinge als illegal angesehen und die Grenzen dicht gemacht.

Geht es um liebende Verhaltensäußerungen, dann scheint jedes und alles als Liebe ausgegeben und gedeutet werden zu können. Ob das bekundete Denken und Fühlen tatsächlich einer Liebesfähigkeit entspringt, lässt sich auf der Ebene der Verhaltensäußerungen nicht beurteilen. Jeder will ein Liebender sein und rationalisiert sein faktisches Verhalten als Äußerung einer Liebesfähigkeit.

Nur ganz insgeheim oder im geschützten Raum einer Psychotherapie wird jemand zugeben, sich liebesunfähig zu fühlen und von Impulsen gepeinigt zu werden, am liebsten nur noch dreinschlagen zu wollen. Gegenüber den öffentlich geäußerten Liebesverständnissen und Liebesbekundungen ist deshalb Skepsis angezeigt. Ein psycholo-

gisch verlässlicher Indikator dafür, dass Menschen zwar vorgeben zu lieben, ohne in Wirklichkeit lieben zu können, ist ihre Gegenwehr, wenn man ihre Liebe in Abrede stellt. Sie fühlen sich angegriffen, halten die Unterstellung für unverschämte oder ungeheuerlich und setzen sich mit Drohungen, Gegenangriffen oder Entwertungen zur Wehr. Jemand, der um seine lieblosen Seiten weiß, wird nachdenklich reagieren und zugeben können, wie eingeschränkt und selektiv die eigene Liebesfähigkeit ist.

Es gibt heute, wo Bescheidenheit keine Zier mehr ist und überall die Performance zählt, noch einen anderen, ziemlich verlässlichen Indikator dafür, dass die bekundete Liebe im Widerspruch zur tatsächlichen Liebesfähigkeit steht: Je nachdrücklicher die Liebe als einziger gangbarer Weg und Problemlöser *reklamiert* wird und liebevolles Verhalten (zur Natur, zu den Ressourcen, zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zu Kindern, alten Menschen usw.) *demonstriert* wird, desto mehr Skepsis ist angebracht, dass mit dem Zauberwort „Liebe“ etwas schöngeredet wird und das tatsächliche Fühlen und Handeln eine andere Sprache spricht.

Die hohe Börsennotierung, die die Liebe heute erfährt, teilt in psychologischer Sicht durchaus das Schicksal von Finanzmärkten, die mit der Realwirtschaft oft nur noch wenig zu tun haben. Umso stärker drängt sich die Frage auf, wie die Liebesfähigkeit auf den Boden der Realität heruntergeholt und ein *humanwissenschaftlicher* Zugang zur Liebesfähigkeit gefunden werden kann.

Die in der Vergangenheit vor allem in Theologie und Philosophie entwickelten Theorien zur Liebesfähigkeit haben meist mehr mit den bevorzugten Menschenbildern und den Vorstellungen zur „Natur des Men-



schen“ zu tun als mit biologischen, historischen, psychologischen und sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen. Um einige dieser Menschenbilder und deren Sicht von Liebe zu nennen:

(1) Wo die Ohnmacht und das Ausgeliefertsein an Naturgewalten, an äußere Mächte oder als machtvoll erlebte innere Triebe zur Grunderfahrung des Menschen gehören, wird der Mensch vor allem als ohnmächtig bzw. als verderbt und sündig gesehen. Er ist deshalb unfähig, aus sich heraus eine verändernde Liebeskraft zu entwickeln.

(2) Andere Menschenbilder definieren sich von geschlechtlichen, von vermögens- und schicht- und milieuspezifischen oder von kulturellen Unterschieden der Menschen her und kommen zu dem Schluss, dass die Menschen untereinander grundsätzlich unverträglich seien und der eine dem anderen eigentlich nach dem Leben trachte (*homo homini lupus*). Den Überlebenskampf entscheidet nicht die Liebesfähigkeit, sondern die rivalisierende Aggressivität und ob man mit seinen Waffen und destruktiven Kräfte obsiegen kann. Hier wird die Entwicklung der Menschheit nicht von der Liebe, sondern vom Geschlechterkampf, vom Klassenkampf, vom Verdrängungswettbewerb oder vom Krieg der Völker und der Kulturen angetrieben und entschieden.

(3) Schließlich setzen viele Menschenbilder am Unterschied zwischen Mensch und Tier an und sehen im Menschen und seiner Liebes- und Vernunftfähigkeit die Krone der Schöpfung. Oft wird dabei ein scharfer Gegensatz zwischen Mensch und Tier behauptet. Der Mensch fühlt sich dann mit seiner Geistseele über das Animalische erhaben und berechtigt, das Tier ausbeuten, quälen

und ohne Not töten zu dürfen. Gleichzeitig werden die Urmenschen zu halbtierischen, unzivilisierten Wesen degradiert, die von niedrigen Instinkten geleitet werden und noch nicht durch eine Kultur der Liebe gealdet sind. Eine solche Sicht kulturellen Fortschrittsglaubens spiegelt sich dann noch einmal im Anspruch der Christen wider, die neutestamentliche Feindesliebe übersteige das alttestamentliche Gebot der Nächstenliebe.

In diesem Beitrag soll im Unterschied zum Vorgenannten nach Fromms humanwissenschaftlichen Begründungen und Belegen für die Liebesfähigkeit des Menschen gefragt werden. Sie finden sich vor allem dort, wo er die These von einer angeborenen Liebesfähigkeit des Menschen entwickelt und in jenen Schriften, in denen er diese These mit empirischen Befunden belegt.

2. Erich Fromms Theorie der Liebesfähigkeit

Dass die Fähigkeit zu lieben kein Kulturprodukt ist und auch nicht erst entsteht, wenn auf die Befriedigung primitiver Triebe verzichtet wird, sondern eine ursprüngliche Fähigkeit des Menschen ist, die ihm als eine primäre Möglichkeit bereits in die Wiege gelegt wurde, ahnte Fromm bereits Anfang der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts, als er die Erkenntnisse Johann Jakob Bachofens zu matrizenrischen Kulturen rezipierte (Bachofen, 1954; Zu Fromms Rezeption von Bachofen vgl. Fromm, 1934a; 1970f; 1994b.)

Der Baseler Altertumsforscher Bachofen beschrieb erstmals detailliert, dass es neben den meist sehr aggressiven, von Männern regierten Ethnien auch von Frauen und dem Prinzip der bedingungslosen mütterlichen Liebe geleitete Kulturen gab, die



den patrizistischen oft zeitlich vorausgingen. Für Fromm revolutionierten die Erkenntnisse Bachofens zum Mutterrecht das Menschenbild und die Frage, welche Rolle Aggression und Liebesfähigkeit für das Gelingen des Menschen und die Entwicklung der Menschheit spielen. Die mutterrechtlich organisierten Ethnien bewiesen: Das Zusammenleben lässt sich auch mit der mütterlichen Liebe als oberstem Leitwert organisieren.

Inzwischen ist das Wissen um die Entwicklung der Menschheit und des einzelnen Menschen um vieles größer geworden. Dieser Wissenszuwachs bestätigt, dass die Entwicklung der Liebesfähigkeit eine primäre *biologische* Anlage ist und dass das Überhandnehmen destruktiver Tendenzen erst eine Folge der Behinderung oder Vereitelung dieser primären Tendenz zu lieben ist. Erich Fromm hat die These, dass „*Destruktivität (...) das Ergebnis ungelebten Lebens*“ ist, bereits in seinem ersten Buch *Die Furcht vor der Freiheit* vertreten:

„Das Leben hat seine eigene Dynamik; es hat die Tendenz zu wachsen, sich Ausdruck zu verschaffen, sich zu leben. Wird diese Tendenz vereitelt, dann scheint die auf das Leben ausgerichtete Energie einen Zerfallsprozess durchzumachen und sich in Energie zu verwandeln, die auf Zerstörung ausgerichtet ist. Anders gesagt, der Lebenstrieb und der Destruktionstrieb sind nicht voneinander unabhängige Faktoren, sondern sie stehen in einem umgekehrten Abhängigkeitsverhältnis zueinander. Je mehr der Lebenstrieb vereitelt wird, umso stärker wird der Zerstörungstrieb; je mehr Leben verwirklicht wird, umso geringer ist die Kraft der Destruktivität. *Destruktivität ist das Ergebnis ungelebten Lebens*. Men-

schen und gesellschaftliche Bedingungen, die das Leben zu unterdrücken suchen, erzeugen ein leidenschaftliches Verlangen nach Zerstörung, das sozusagen das Reservoir bildet, aus dem sich die jeweiligen Tendenzen nähren, die sich entweder gegen andere oder gegen sich selbst richten.“ (Fromm, 1941a, S. 324f.)

Unter welchen Voraussetzungen es zu einer solchen Vereitelung der Liebesfähigkeit und zu einer Umwandlung in Destruktivität und Gewalt kommt, hat Fromm dann später in dem 1973 erschienenen Buch *Anatomie der menschlichen Destruktivität* (Fromm, 1973a) im einzelnen aufgezeigt. Hier trug Fromm zugleich alle ihm verfügbaren wissenschaftlichen Daten zusammen, um gegen die Thesen von Konrad Lorenz von der angeborenen Destruktivität des Menschen und gegen die Annahme Sigmund Freuds von der Gleichursprünglichkeit des Lebens- und des Todestriebes die biologisch *im Gehirn verankerte primäre Tendenz zur Entwicklung der Liebesfähigkeit* unter Beweis zu stellen.

Fündig wurde Fromm vor allem bei der Primatenforschung, bei den Forschungen zur Urgeschichte des Menschen und bei der vergleichenden Kulturanthropologie, bei der vergleichenden Verhaltensforschung, bei der Genforschung sowie bei der Ende der Sechziger Jahre immer bedeutender werdenden Neurobiologie, die damals noch unter der Bezeichnung „Neurophysiologie“ firmierte. Hier waren es vor allem die Forschungen des Neurobiologen Robert Livingston, die Fromm beeindruckten, denn „Livingston steht auf dem Standpunkt, dass Kooperation, Glaube, gegenseitiges Vertrauen und Altruismus in die Struktur des Nervensystems eingebaut und von der inneren Befriedigung, die damit



verbunden ist, angetrieben werden. Die innere Befriedigung bleibt keineswegs nur auf die Triebe beschränkt.“ (Fromm, 1973a, S. 232.)

Inzwischen ist die Annahme, dass die Liebesfähigkeit des Menschen im Gehirn neurobiologisch verankert und mit den emotionalen Zentren des Gehirns fest „verschaltet“ ist, sehr viel gründlicher erforscht worden. Seit der Entdeckung der Motivationszentren und den Erkenntnissen zur Funktion des Neurotransmitters Dopamin im Zusammenhang mit liebevollen Handlungen und Vorstellungen sind es gerade die Biologen, die sich für die Liebe stark machen. (Vgl. etwa Bauer, 2006, S. 36-47.)

Aber auch andere biologische Forschungszweige wie die Evolutionsbiologie und die Soziobiologie belegen den Stellenwert der Liebesfähigkeit, der Kooperationsfähigkeit und der Fähigkeit zu kooperativem, prosozialem und solidarischem Verhalten nicht nur für das *Überleben* der Spezies, sondern auch für das *gesellschaftliche Zusammenleben* und für das *Wohl-Sein des Einzelnen*.

Eine entscheidende Veränderung gab es bei Fromms Theorie der Liebesfähigkeit Anfang der Sechziger Jahre, etwa sieben Jahre nach dem Erscheinen des Buches *Die Kunst des Liebens* (1956a). Hatte Fromm die Liebesfähigkeit bis dahin immer nur anthropozentrisch als ein Spezifikum des Menschen gesehen, entwickelte er Anfang der Sechziger Jahre die These, dass die Liebesfähigkeit des Menschen – sehr viel mehr als bisher angenommen – mit der allem Lebendigen innewohnenden Tendenz zu tun hat, die jeweils angelegten Entwicklungsmöglichkeiten auch realisieren zu wollen. Fromm nannte diese, der Beziehungsliebe zugrunde liegende biologische Liebesfähigkeit „Biophilie“, Liebe zum Leben. (Tatsäch-

lich entwickelte Fromm seine Theorie der Biophilie in einem Zustand äußerster Verzweiflung angesichts der Kubakrise und eines drohenden atomaren Weltkriegs. Vgl. hierzu Funk, 2011, S. 150f. – Eine erste Veröffentlichung des Konzepts der Biophilie erfolgt in Fromm, 1964a, S. 185-188.) Aus heutiger Perspektive lässt sich sagen, dass Fromm mit dem Konzept der Biophilie sein psychologisches Verständnis von Liebe anschlussfähig machte zum biologischen und human-biologischen Verständnis von Liebe.

Je mehr die übereinstimmenden wissenschaftlichen Erkenntnisse zur biologisch fundierten Liebesfähigkeit des Menschen die Frommsche These stützen, dass der Mensch von Natur aus die primäre Tendenz hat, seine Liebesfähigkeit zu praktizieren und zur Entfaltung zu bringen, desto drängender wird die Frage, warum von dieser Liebesfähigkeit aufs Ganze gesehen beim Menschen so wenig spürbar ist.

Angesichts der empirischen Befunde der Evolutions- und Neurobiologie tut sich ein genuin psychologisches Denken heute zunehmend schwer, noch Gehör zu finden. Dennoch sollte man angesichts der neurobiologischen Befunde mit Hilfe von bildgebenden Verfahren die psychologische Theoriebildung nicht vernachlässigen. Viele Zusammenhänge sind so kompliziert, dass sie sich mit naturwissenschaftlichen Methoden überhaupt nicht oder derzeit noch nicht erklären, geschweige denn verstehen lassen. (Vgl. Buchholz, 2014.)

Dies betrifft zum Beispiel den offensichtlichen Unterschied zwischen dem Menschen und seinen nächsten Verwandten bei den höheren Primaten. Diese haben durchaus Intelligenz, ein relativ gut ausgestattetes Körperbewusstsein, verfügen über eine



ziemlich differenzierte Affektausstattung, sind emotions- und leidensfähig und können bestens untereinander kommunizieren. Trotzdem können sie nicht sprechen. Sie bringen keine Gedichte zu Papier, bauen keine Flugzeuge und hören sich keine Konzerte an. Auch fehlen ihnen bestimmte Gedächtnisarten. Im Unterschied zum Menschen empfinden sie auch keine Lust dabei, grausam zu sein oder etwas oder jemanden nur aus Lust am Töten umzubringen. Es gibt keine selbstmörderischen Terroranschläge und keinen „Tatort“, weder in der Realität noch im Fernsehen.

Will man das, was die Spezies Mensch von den Primaten im positiven wie negativen Sinne unterscheidet, auf einen Nenner bringen, dann lässt sich sagen, (1) dass nur der Mensch fähig ist, sich seiner selbst bewusst zu sein und sich und seine Lebensäußerungen zum Gegenstand des Interesses zu machen (weshalb er denken und selbst unsinnige Entscheidungen fällen kann); (2) dass nur der Mensch über die Fähigkeit verfügt, sich unabhängig von sinnlichen Wahrnehmungen und Reizen Wirklichkeit vorstellen und auf vorgestellte Wirklichkeiten selbsttätig – das heißt: aus eigenem Antrieb aktiv und schöpferisch – reagieren zu können.

Dieser Besonderheit der Spezies Mensch wird der Mensch geistig, psychisch und körperlich nur dann gerecht, wenn er eigene Antriebskräfte entwickelt, mit denen er kognitiv, emotional und handelnd auf die Wirklichkeit, auf andere Menschen und auf sich selbst bezogen ist. Sein psychisches und neurobiologisches Grundproblem ist, dass er neue Bezogenheitsformen entwickeln muss, die seinen spezifischen Möglichkeiten entsprechen.

Dies ist denn auch der eigentliche Grund,

warum Fromm Mitte der dreißiger Jahre die Idee Freuds, die psychischen Antriebskräfte und Leidenschaften aus dem Sexualtrieb oder aus einem angeborenen Lebens- und Todestrieb zu erklären, aufgegeben hat und die Libidotheorie Freuds durch eine von Harry Stack Sullivan entwickelte Bezogenheitstheorie ersetzte. Es geht nicht um Triebbefriedigung und Triebverzicht, sondern um die Frage (1) der *Notwendigkeit* des Bezogenseins auf die Wirklichkeit, auf einzelne Andere, auf die soziale Gruppe und auf sich selbst und es geht um die Frage (2) der *Qualität* und Art des Bezogenseins – und dies jeweils in den drei zentralen Äußerungsdimensionen des Denkens, Fühlens und Handelns. (Vgl. hierzu vor allem den Anhang zu *Die Furcht vor der Freiheit* (Fromm, 1941a, S. 379-392), sowie den bereits Mitte der dreißiger Jahre entstandenen, aber erst posthum veröffentlichten Aufsatz „Die Determiniertheit der psychischen Struktur durch die Gesellschaft“ (Fromm 1992e [1937]), S. 129-175), außerdem Funk, 2011a.)

Die besondere Bezogenheitssituation des Menschen hat nach Fromm auch Auswirkungen auf die biologische Fähigkeit zu lieben und aggressiv zu sein. Hinsichtlich der angeborenen Aggressionsfähigkeit hat Fromm in seinem Buch *Anatomie der menschlichen Destruktivität* (1973a) gezeigt, auf Grund von welchen individuellen, aber auch ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen es beim Menschen neben der gutartigen Aggression, die im Dienste des Lebens und Überlebens steht, zu destruktiven psychischen Strukturbildungen – oder neuronalen Netzwerken – kommen kann, bei denen der Mensch von einem permanenten Wunsch angetrieben wird, grausam zu sein und zu quälen – also eine sadistische Destruktivität entwickelt.



Auch die Lust am Töten aus purem Spaß am Totmachen, die nekrophile Destruktivität, gibt es nur beim Menschen.

Aber auch hinsichtlich der Liebesfähigkeit lässt sich zeigen, wie sich die angeborene Liebesfähigkeit durch das menschliche Selbstbewusstsein und das Vorstellungsvermögen weiterentwickeln kann, so dass Menschen auch geistige und kulturelle Dinge oder Fremdes lieben können oder zu verstehen imstande sind und sich in eine ihnen ganz fremde Befindlichkeit hinein-denken oder gar einfühlen können, was eben mehr ist als die durch die Spiegelneuronen ermöglichte Empathie, zu der auch Primaten fähig sind.

3. Die psychologische Begründung der charakterbedingten Liebesfähigkeit

Erich Fromms psychologische Begründung der Liebestheorie setzt an den besonderen Fähigkeiten des Menschen an und verbindet diese mit der biologischen Vorgabe, die für alle Lebewesen Gültigkeit hat: die spezifischen Entwicklungsmöglichkeiten des Lebens auch tatsächlich zur Entfaltung bringen zu wollen und somit der biophilen Wachstumstendenz zu entsprechen.

a) Bindungsbedürfnis und Charaktergenese beim Menschen

Ähnlich wie beim Tier erfährt auch beim Menschen das Bindungsbedürfnis eine strukturierte Ausgestaltung, die – weil verinnerlicht – permanent zur Verfügung steht. Dieser Aspekt wurde traditionell beim Tier mit dem Begriff des genetisch (und epigenetisch) gesteuerten Instinkts zu fassen versucht, beim Menschen mit der Ausbildung von Charakterstrebungen und Charakterorientierungen. Charakterorientierungen sind habitualisierte Grundstrebungen des Menschen, mit denen der Mensch bewusst und unbewusst auf die

innere und äußere Wirklichkeit bezogen ist und so sein existenzielles Bedürfnis nach Bezogenheit befriedigt (vgl. Fromm, 1955a, S. 25-40). Sie übernehmen beim Menschen weitgehend die Aufgaben, die die Instinktsteuerung beim Tier hat.

Dass das Bindungsbedürfnis bei Mensch und Tier eine strukturierte Ausgestaltung hat, lässt sich daran beobachten, dass instinktiv bzw. charakterlich verfolgte Ziele einem übergeordneten Ziel dienen. Bestimmte Strebungen sind als Teilstrebungen zu erkennen, die ihre Orientierung von einer Grundstrebung erhalten, in deren Dienst sie stehen.

So lassen sich zum Beispiel beim Menschen wie beim Tier Strebungen der Unterordnung oder des Rivalisierens beobachten, die im Dienst einer hierarchisch strukturierten Sozialordnung stehen. Beim Menschen lassen sich solche Teilstrebungen (Charakterzüge) zum Beispiel einer autoritären Charakterstruktur zuordnen. Auch hier gibt es im Erscheinungsbild wie hinsichtlich der dynamischen Organisation des Verhaltens zwischen Tier und Mensch große Ähnlichkeiten.

So sehr das menschliche Bedürfnis nach Bezogenheit im Bindungsbedürfnis der höheren Lebewesen seinen Vorläufer hat, so dass Tier und Mensch in manchen Bereichen ähnliche Verhaltensreaktionen zeigen, so wichtig war es Fromm, zugleich den Unterschied zu betonen, der sich auf Grund der spezifisch menschlichen Fähigkeiten des Vorstellungsvermögens und der Reflexivität für die Ausgestaltung des Bindungsbedürfnisses beim Menschen ergibt. Auf Grund der anderen Existenzbedingungen des Menschen lassen sich hinsichtlich der Ausgestaltung des Bindungsbedürfnisses beim Menschen vor allem folgende Unter-



schiede ausmachen:

(1) Beim Menschen kommt es auf Grund der *Plastizität des Gehirns* zu einer größeren *Vielfältigkeit* bei der Ausgestaltung des Bindungsbedürfnisses. Während manche Charakterorientierungen im Erscheinungsbild Parallelen zu tierischen Sozialisationsformen zeigen (wie etwa autoritäres Über- und Unterordnungsstreben), sind andere Charakterorientierungen nur beim Menschen anzutreffen (wie beispielsweise die sadistische, narzisstische oder die nekrophile Charakterorientierung).

(2) Mit der Plastizität des Gehirns einher geht auch eine viel stärkere *Abhängigkeit* der charakterologischen Ausgestaltung des Bindungsbedürfnisses *von wiederholt erlebten Bezogenheitserfahrungen* (worauf noch im Abschnitt über die Charakterprägung einzugehen sein wird).

(3) Ein ganz wesentlicher Unterschied ist schließlich darin zu sehen, dass beim Menschen die charakterologische Ausgestaltung seines Bindungsbedürfnisses sowohl zum *Gelingen* als auch zum *Misslingen des Menschen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens* führen kann. Nur der Mensch ist zu Formen des einführenden, vorausschauenden, vergebenden, wertschätzenden, kreativen Bezogenheits und Liebens fähig. Beim Menschen ist darüber hinaus zu beobachten, dass die ihm innewohnenden Wachstums- und Entfaltungsmöglichkeiten derart behindert, ja sogar vereitelt werden können, dass eine destruktive und selbstdestruktive psychische Dynamik in Gang kommt, wie sie von den Tieren nicht bekannt ist.

Auf der charakterbestimmten Verhaltensebene kann der Mensch deshalb auf unterschiedlichste Weise auf einen anderen Menschen bezogen sein: kontrollierend, ri-

valisierend, selbstlos, vereinnahmend, fürsorglich, einführend, mitfühlend, idealisierend, entwertend, hilfreich oder auch bevormundend. So gut wie alles ist möglich. Zugleich wird der Mensch auf Grund seiner Fähigkeit zur Reflexivität immer bestrebt sein, die von ihm favorisierte Art des Bezogenheits als „Liebe“ – oder doch zumindest als „seine Art zu lieben“ – ausgeben.

Aus der Tatsache, dass die charakterologische Ausgestaltung des Bindungsbedürfnisses beim Menschen ganz unterschiedliche Wirkungen haben kann, schließt Fromm, dass die für den Menschen typischen Charakterbildungen daraufhin zu *qualifizieren* sind, ob sie eine *psychisch produktive oder nicht-produktive Wirkung für das menschliche Wohlbefinden und das Gemeinwohl* haben. Der besondere Beitrag Erich Fromms zur Charaktertheorie und zur Theorie der Liebe ist deshalb darin zu sehen, dass er mit der Kennzeichnung „produktiv“ eine psychologische Qualifizierung einführt, mit der sich das, was Liebe ist, und das, was nur vorgibt, Liebe zu sein (selbst wenn ein bestimmtes Liebesverständnis von vielen Menschen geteilt wird und sozusagen „common sense“ ist) unterscheiden lässt.

b) Psychische Produktivität und produktive Charakterorientierung

Ob ein menschliches Verhalten tatsächlich liebend ist, hängt von der produktiven Orientierung des Charakters eines Menschen ab. „Produktiv“ ist dabei ganz wörtlich zu verstehen: dass das an Wachstum und Entwicklung Menschlich-Mögliche auch tatsächlich zum Zuge kommt und aus dem Menschen „hervorgeführt“ (von lateinischen „pro-ducere“) wird. (Eine systematische Darstellung der Frommschen Produktivitätstheorie bietet Funk, 2003.) Der „wichtigste Gegenstand der Produktivität“



ist deshalb „der Mensch selbst“ (Fromm, 1947a, S. 61) und dass seine in ihm liegenden psychischen Wachstumsmöglichkeiten zur Entfaltung kommen können. Was von der biologischen Ausstattung des Menschen „menschen-möglich“ ist, lässt sich deshalb entwicklungspsychologisch als psychisches Wachstumssyndrom detailliert beschreiben (vgl. die Grafik in Fromm, 1964a, S. 238).

Dieses psychische Wachstumssyndrom beginnt mit der schon bald nach der Geburt entwickelten Fähigkeit des Säuglings, zwischen der mütterlichen Figur und anderen Personen unterscheiden zu können, setzt sich über eine immer differenziertere Wahrnehmung anderer Personen und deren befriedigende und versagende Funktionen fort, führt zur Akzeptanz und Verinnerlichung väterlicher Funktionen und damit zur Integration von bedingungsloser mütterlicher und bedingter väterlicher Liebe, womit Versagungen erträglich werden („Frustrationstoleranz“); zugleich nimmt die Fähigkeit zu, sich selbst auch ambivalent, mit positiven und negativen Aspekten ausgestattet zu erleben, bis hin zur Ausbildung eines geschlechtsspezifischen Identitätserlebens und der Fähigkeit, die erst mit dem Erwachsenwerden einhergeht, eigene Überzeugungen von gesellschaftlichen Vorgaben abgrenzen zu können. Dieser psychische Integrations- und Differenzierungsvorgang geht mit der Verinnerlichung von entsprechenden Erfahrungen einher, die sich als innere Erfahrungsbilder des eigenen Selbst und der Objektwelt in den Charakterbildungen widerspiegeln.

Produktive Orientierung (oder psychische Produktivität) bedeutet also, dass es im Menschen zu einer optimalen Entwicklung solcher psychischer Strukturbildungen und Charakterqualitäten kommt. *Produktive*

Charakterorientierung meint entsprechend, dass das charakterbedingte Verhalten sich förderlich auf die psychische Wachstumsdynamik auswirkt, das heißt

(1) den Menschen unabhängig von fremden Kräften macht und ihn befähigt, aus eigenen körperlichen, psychischen und geistig-intellektuellen Kräften zu schöpfen und aktiv zu sein, und

(2) den Menschen befähigt, kognitiv, emotional und handelnd auf die Wirklichkeit, auf andere Menschen und auf sich selbst so bezogen sein können, und zwar in einer Weise, dass dies weder auf Kosten des Objekts und der Objektivität noch auf Kosten des Subjekts und der Subjektivität geht.

Beide Bedingungen müssen erfüllt sein, um von produktiver Vernunft, Liebe und Tätigkeit sprechen zu können. Und nur wenn von einem liebenden oder geliebten Verhalten und Tun eine das Wohl-Sein und das Gemeinwohl fördernde Wirkung ausgeht, kann man von einer produktiven Liebe sprechen, weil die der Liebe zugrunde liegende Charakterorientierung eine produktive ist.

Entsprechend gilt für eine nicht-produktive Charakterorientierung, dass das konkrete Verhalten dazu führt, den Menschen von fremden Kräften abhängig zu machen und dass das Bezogensein auf die Wirklichkeit, auf andere Menschen und auf sich selbst mit der Entfremdung des Menschen von seinen kognitiven, emotionalen und aktiven Eigenkräften, mit der Entfremdung vom anderen Menschen und mit einer Verzerrung des Wirklichkeitsbezugs einhergeht und die Entfremdungsdynamik verstärkt.

Erich Fromm hat die produktive Liebe mit vier Merkmalen beschrieben, die immer zugleich gegeben sein müssen, wenn ein liebendes Verhalten oder Tun als produktiv



qualifiziert werden soll: „Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung vor dem anderen und Erkenntnis“ – im Sinne eines wissenden Verstehens. Bereits in *Psychoanalyse und Ethik* (Fromm, 1947a, S. 65f.) erläutert Fromm diese Merkmale so:

„Wenn ich liebe, liegt mir der andere am Herzen, das heißt ich habe ein aktives Interesse an seinem Wachstum und Glück; ich bin dabei nicht nur Zuschauer. Ich fühle mich für ihn verantwortlich, das heißt, ich antworte auf seine Bedürfnisse, auf die, welche er zum Ausdruck bringen kann, und erst recht auf die, welche er nicht auszudrücken weiß. Ich respektiere ihn, das heißt (entsprechend der ursprünglichen Bedeutung von *re-spicere*), ich sehe ihn so, wie er ist, objektiv und nicht entstellt durch meine Wünsche und Befürchtungen. Ich kenne ihn, ich bin durch seine Oberfläche zum Kern seines Seins durchgedrungen und bin mit ihm aus meinem innersten Kern, aus meinem Zentrum heraus, und nicht nur mit der Oberfläche meines Wesens in Beziehung getreten.“

Trotz dieser Erläuterungen und der detaillierten Beschreibungen in *Die Kunst des Liebens* (Fromm, 1956a, S. 455-459) werden die Merkmale zumeist nicht als Haltungen, sondern als Verhaltensweisen verstanden und verlieren dann ihre qualifizierende Bedeutung. Stärker von den Wirkungen her formuliert, sind die Merkmale, die Fromm in *Haben oder Sein* (1976a, GA II, S. 333ff.) zur Kennzeichnung der produktiven Qualität der Orientierung am Sein und der nicht-produktiven Qualität der Orientierung am Haben nennt: Charakterbedingtes Verhalten, das produktiv orientiert ist, zeigt sich an seiner aktivierenden, energetisierenden und solidarisierenden Wirkung. (Ei-

ne zusammenfassende Beschreibung der Wirkungen von Produktivität und Nicht-Produktivität, die sich auch als Ausgangspunkt für eine Operationalisierung des Konzepts der Produktivität nutzen lässt, bietet Funk, 2005, S. 221-225.)

Außer der *Qualifizierung* des charakterbedingten Verhaltens gemäß seiner produktiven bzw. nicht-produktiven Wirkungen für das Wohlbefinden des Menschen und das Gemeinwohl gibt es noch eine zweite Besonderheit, die für Fromms Theorie der charakterbedingten Liebesfähigkeit relevant ist. Er geht nämlich davon aus, dass es in jedem einzelnen Menschen zu *zwei* meist unterschiedlichen ausgeprägten *psychischen Strukturbildungen* kommt: dem individuellen Charakter und dem Sozialcharakter.

c) Individuelle und soziale Charakterprägung

Zunächst ist zu unterstreichen, dass sich der psychoanalytische Charakterbegriff vom landläufigen Verständnis von Charakter – auch von dem, was heute unter „starkem Charakter“ oder „moral character“ verstanden wird – wesentlich unterscheidet. Fromm griff den von Sigmund Freud entwickelten psychoanalytischen Charakterbegriff auf, um verinnerlichte Bezogenheitsmuster zu kennzeichnen, die unser Verhalten gleichförmig („charakteristisch“) und hinsichtlich Denken, Fühlen und Handeln konsistent gestalten. Solche Charakterprägungen sind mit psychischer Energie ausgestattet und deshalb als motivationale Kräfte und leidenschaftliche Strebungen zu begreifen, die das Denken, Fühlen und Handeln des Menschen mit einer bestimmten Intentionalität ausstatten. (Zum Verständnis von Charakter bei Fromm vgl. vor allem Fromm, 1947a, S. 39-43.)



Vor allem aber unterscheidet sich das psychoanalytische Verständnis von Charakter hinsichtlich der Frage, wie es beim einzelnen Menschen zu einer bestimmten Charakterprägung kommt. Die Charakterbildung ist nämlich von anhaltenden Beziehungserfahrungen abhängig. Dabei spielen die Beziehungserfahrungen in den ersten Lebensjahren eine besondere, wenn auch nicht ausschließlich prägende Rolle. Im Gegenteil, nach Fromms Verständnis von Charakter führen veränderte Beziehungserfahrungen im späteren Leben sehr wohl zu Veränderungen bei der Charakterprägung sowie der produktiven oder nicht-produktiven Qualität von Charakterstrebungen.

Hinsichtlich der Frage, wie es dazu kommt, dass Erfahrungen des Bezogenseins zu eigenen Charakterstrebungen werden, gibt es psychologisch vor allem zwei nachweisbare Vorgänge. Eine erste Möglichkeit ist, dass sich jemand anhaltende Beziehungserfahrungen dadurch zu Eigen macht, dass er sich mit diesen Beziehungserfahrungen *identifiziert*, um unabhängig von äußeren Bezugspersonen mit seinen eigenen kognitiven und emotionalen Eigenkräften Beziehung selbst herstellen zu können. Macht jemand dauerhaft Vertrauen bildende Beziehungserfahrungen, dann wird er von dem Wunsch angetrieben, einem anderem und sich selbst zu vertrauen. Macht hingegen jemand in Beziehungen zum Beispiel vor allem die Erfahrung, dass ihm sein Selbstwertgefühl streitig gemacht wird, dann wird sich in seinem Verhalten ändern und sich selbst gegenüber die Strebung bemerkbar machen, alles entwerten zu wollen.

Neben der *Identifizierung* gibt es noch eine andere Hauptmöglichkeit der Verinnerlichung von Beziehungserfahrungen: die *Re-*

aktionsbildung. Wer zum Beispiel in seinem Bezogensein auf die Wirklichkeit und auf andere immer nur die Erfahrung macht, sich ohnmächtig zu erleben und nichts bewirken zu können, kann auf diese Erfahrung – eben weil sie nicht auszuhalten ist – gegenteilig reagieren, indem er sich mit dem, was ihn bedroht, identifiziert und ein tief reichendes Streben nach Macht und Wirkmöglichkeiten entwickelt: Er wird machthungrig und kann nicht genug die Erfahrung machen, sich fähig, wissend, potent, mächtig zu fühlen.

Wenn Charakterbildungen nicht wie bei Freud als Triebabkömmlinge zu verstehen sind, sondern vor allem als Internalisierungen von wiederholten Bezogenheitserfahrungen, dann lassen sich hinsichtlich der Art der Bezogenheit grundsätzlich zwei verschiedene Charakterbildungen in jedem einzelnen Menschen unterscheiden: Charakterstrebungen auf Grund von ganz individuellen Wirklichkeitserfahrungen und persönlichen *intersubjektiven* Beziehungserfahrungen – vor allem mit den primären Bezugspersonen – und Charakterstrebungen auf Grund von *sozialen* Beziehungserfahrungen mit den gesellschaftlichen Gruppierungen, mit denen man das Leben teilt. Fromm spricht deshalb vom *individuellen Charakter* und vom *Gesellschafts- oder Sozialcharakter* als zwei unterscheidbaren und oft im Konflikt miteinander stehenden Charakterbildungen in ein und demselben Individuum. (Eine treffende Zusammenfassung zu beiden Charakterprägungen findet sich in Fromm, 1962a, S. 85-95.)

Zur individuellen Charakterbildung tragen nicht nur ganz individuelle Lebensumstände wie etwa ein Umzug der Familie oder die Scheidung der Eltern oder die Geburt eines Geschwisters bei, sondern vor allem



anhaltende Beziehungserfahrungen mit den primären Bezugspersonen. Fromm denkt an dieser Stelle aber weiter und sieht den Charakter der primären Bezugspersonen seinerseits ganz wesentlich von den Bezogenheitserfahrungen geprägt, die die Bezugspersonen im beruflichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben machen. Wer sich beruflich einer permanenten Wettbewerbssituation und Leistungskontrolle ausgesetzt sieht und deshalb eine Charakterorientierung entwickelt, die immer nach Erfolg strebt und auf Sieg setzt, gibt diese Bezogenheitserfahrung über die Erziehungsziele und Erziehungsstile weiter und sorgt dafür, dass schon kleine Kinder eine solche Sozialcharakterorientierung entwickeln und zum Beispiel nichts lieber tun als zu siegen – und deshalb meist unfähig sind, auch die Rolle des Verlierers auszuhalten.

Für beide psychischen Strukturbildungen, den individuellen Charakter und den Sozialcharakter, trifft zu, dass sie die Liebesfähigkeit des Menschen weitgehend bestimmen. Bei beiden Charakterprägungen kommt es deshalb auf deren produktive oder nicht-produktive Orientierung an: Befördern oder behindern die Charakterstrebungen des individuellen bzw. des Sozialcharakters das psychische Wohl des Einzelnen und das Gemeinwohl? Dabei sind die unterschiedlichsten Konstellationen denkbar, so dass allein deshalb schon in den meisten Menschen beide Orientierungen in unterschiedlichen Stärken am Werk sind. Je nachdem, wie dominant die produktive bzw. die nicht-produktive Orientierung der Charakterprägung ist, kommt es dann insgesamt zu einem Wachstums- oder zu einem Verfallssyndrom (vgl. Fromm, 1964a, S. 224-239).

Da Fromm den Einzelnen als ein gesell-

schaftliches Wesen begreift, räumt er den Sozialcharakterorientierungen tatsächlich eine größere Bedeutung ein als den individuellen Charakterprägungen. So wichtig frühkindliche Erfahrungen des Geliebtwerdens (in Gestalt von schützenden, verlässlichen, fürsorglichen, bedingungslos liebenden Beziehungserfahrungen) sind, so eindrucksvoll wirken sich gesellschaftlich erzeugte Charakterorientierungen aus. Was jemand unter Liebe versteht und wie sich die Liebesfähigkeit artikuliert, hängt nach Fromm in ganz erheblichen Maße von den aktuellen gesellschaftlichen Bezogenheitsmustern und der entsprechenden Sozialcharakterorientierung ab.

Die früheren und die aktuellen Beziehungserfahrungen können auch die Entwicklung und das Ausleben der angeborenen Liebesfähigkeit behindern oder gar vereiteln. Meist ist es psychologisch ganz gut nachvollziehbar, welche individuellen Beziehungserfahrungen zu einer Hemmung der Liebesfähigkeit führen. Wie soll man vertrauen und lieben können, wenn entwertende und enttäuschende Beziehungserfahrungen einen auf Distanz gehen lassen müssen? Wie soll man jemanden lieben, wenn man sich bloßgestellt, gedemütigt oder lächerlich gemacht fühlt? Wie soll man den anderen wertschätzen und seine oder ihre Nähe suchen, wenn man an allem Unglück schuld ist und neidische, eifersüchtige und misstrauische Gefühle entgegengebracht bekommt? Dass solche Erfahrungen in der Kindheit zur Schwächung oder gar Verdrängung der Liebesfähigkeit führen können, ist ebenso plausibel wie dass solche Erfahrungen aktuelle Beziehungen zum Fegefeuer, wenn nicht zur Hölle machen können.

Das, was Fromm vor allem interessiert, sind die gesellschaftlichen Beziehungser-



fahrungen und deren behindernde oder vereitelnde Wirkung bezüglich der Liebesfähigkeit. Dazu muss man wissen, dass nach Fromm jeder Mensch nicht nur das Bedürfnis befriedigen muss, auf einzelne andere Menschen bezogen zu sein; mit der gleichen Dringlichkeit muss er auch auf die Erfordernisse und Werte der gesellschaftlichen Gruppe bezogen sein, der er sich zugehörig fühlt. Wie kaum ein anderer Psychologe sieht Fromm den Menschen in dem Sinn als soziales Wesen, dass das Individuum von einem unabdingbaren („existenziellen“) Bedürfnis bestimmt wird, sich einer Gruppe zugehörig fühlen zu müssen und deshalb von einer sehr tief reichenden Angst vor sozialer Isolation umgetrieben wird (vgl. etwa Fromm, 1962a, S. 119f.). Dieses Bezogenseinmüssen führt nach Fromm zur psychischen Strukturbildung des Sozialcharakters, das heißt zur Internalisierung gesellschaftlicher Bezogenheitsmuster. Die jeweils dominante Sozialcharakterprägung lässt den Einzelnen dann spüren, dass er zu einer sozialen Gruppierung gehört. Mit der Internalisierung erstrebt der Einzelne zugleich selbst das mit Lust und Leidenschaft, was diese Gruppierung sozial zusammenhält („kittet“) und trägt so zum Erhalt einer bestimmten Gesellschaft bei.

3. Liebesfähigkeit und Sozialcharakter-Orientierung

Im Blick auf die Liebesfähigkeit des Einzelnen sind nach Fromm immer beide psychischen Strukturbildungen im Auge zu behalten: die Strebungen auf Grund der individuellen Charakterprägung und die Strebungen auf Grund des Sozialcharakters. Das besondere Interesse Fromms gilt allerdings den Sozialcharakterprägungen und ob die angeborene Liebesfähigkeit durch die Sozialcharakterorientierungen beför-

dert oder behindert oder gar vereitelt wird. Fromms Beitrag zu den Humanwissenschaften ist vor allem darin zu sehen, dass er verschiedene Sozialcharakter-Orientierung in Abhängigkeit von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen beschrieben und in ihrer psychischen Dynamik und Logik erklärt (und in zwei großen empirischen Untersuchungen – Fromm, 1980a; 1970b – auch erforscht) hat.

Alle von Fromm beschriebenen Sozialcharakterprägungen (eine detaillierte Übersicht bietet Funk, 1995) führen zu zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Bezogenheitsformen, die zwar Liebe genannt werden, aber meist mit einer liebenden, urteilsfreien, verstehenden, fürsorglichen Erfahrung des Einssein mit einem anderen Menschen ebenso wenig zu tun haben wie mit dem liebenden Einssein mit sich selbst, mit seiner Arbeit, mit der Natur oder mit der Wirklichkeit.

Die meisten gesellschaftlich erzeugten und geförderten Bezogenheitskräfte sind deshalb für die Entwicklung der dem Menschen möglichen Liebesfähigkeit nicht förderlich; sie fördern in Wirklichkeit die Fähigkeit zur Unterwerfung oder sich gut zu verkaufen oder alles kontrollieren zu wollen oder sich großartig zu fühlen. Doch nicht genug damit, dass sie in Wirklichkeit etwas Liebloses erstreben. Die jeweils dominante Sozialcharakterprägung macht sie auch noch glauben, dass ihr Gehorsam, ihr Erfolgsstreben, ihr strotzendes Selbstbewusstsein oder ihr Alles-im-Griff-Haben-Müssen nur aus Liebe geschieht.

Die ernüchternden Erkenntnisse Fromms zur Frage der Liebesfähigkeit auf Grund der sozialcharakterlichen Prägungen sind mindestens genauso wichtig und folgenreich



wie die zuvor skizzierte Theorie produktiver Liebe. Deshalb sollen die sozialcharakterologischen Verständnisse von Liebe hier im einzelnen skizziert werden. Dabei sollte nicht aus dem Auge verloren werden, dass der Einzelne in seiner Liebesfähigkeit meist nicht nur von einer, sondern von mehreren Sozialcharakterorientierungen bestimmt wird und darüber hinaus auch noch von ganz individuellen Charakterbildungen, die völlig anderer Art sein können und deshalb zu inneren Konflikten führen. Dennoch gilt, dass die jeweils dominante Sozialcharakterorientierung nicht nur auf weiten Strecken die Liebesfähigkeit bestimmt, sondern auch das, was unter Liebe verstanden wird. Viele Partnerkonflikte entstehen dadurch, dass die Partner auf Grund verschiedener Sozialcharakterbildungen auch unterschiedliche Liebestrebungen und Verständnisse von Liebe haben. Im Folgenden ist also nur von solchen Liebestrebungen und -verständnissen die Rede, die gesellschaftlich erzeugt sind und deshalb bei vielen Menschen in ihren Partnerbeziehungen nachweisbar sind oder waren.

a) Das autoritäre Liebesverständnis

Ein erstes Liebesverständnis ist das *autoritäre*. Autoritär organisierte Gesellschaften werden dadurch zusammengehalten, dass einer oder einige das Sagen haben, während die anderen zu gehorchen haben. (Vgl. Fromm, 1936a, sowie Fromm 1941a, S. 300-322.) Ein sadistisches Herrschaft Ausüben und masochistisches Unterwürfig-Sein bestimmt auch die Partnerbeziehung. Als Besonderheit zeigt sich bei der autoritären Liebe darüber hinaus, dass es zu einer „unverbrüchlichen“ symbiotischen Abhängigkeit der Partner voneinander kommt („bis dass der Tod Euch scheidet“). Unverbrüchlichkeit der Ehe und eheliche Treue sind deshalb neben dem Bevormunden und

Tonangeben und dem Gehorchen und Sichfügen die wichtigsten Werte. Eifersucht ist immer ein großes Thema.

Autoritäre Beziehungsmuster betonen die Unterschiede und instrumentalisieren sie. Darum verbündet sich das Autoritäre gern mit der patriarchalen Vorherrschaft des Mannes. Er hat das Sagen, ist der Starke und der Hauptverdiener, während die Frau ihm zu Diensten zu sein hat, von Schuld- und Versagensgefühlen geplagt wird, sich um die Kinder und die Familie kümmert und auch sonst ein selbstloses und aufopferndes Kümmerdasein in Ehrfurcht vor den Ansprüchen des Mannes zu führen hat. Auch soll sie ihm – ohne eigene Ansprüche an das Leben zu haben – möglichst viele Kinder schenken.

Die kurze Skizzierung des autoritären Liebesverständnisses mag manchen als eine Karikatur vorkommen. Sie ist es aber nicht, vielmehr eine ziemlich zutreffende Beschreibung eines Liebesverständnisses, das einmal als ganz normal galt und als gottgewollt von den Kanzeln gepredigt wurde. Zugleich ist es ein gutes Beispiel, wie stark eine gesellschaftlich erzeugte Liebesfähigkeit und ein entsprechendes Liebesverständnis in das Liebesleben der Menschen hineinspielt. Und nur, weil heute ganz andere Kräfte am Werk sind, kommt es uns als etwas Anormales vor.

b) Das bürgerlich-hortende Liebesverständnis

Auch beim zweiten sozialcharakterologisch bestimmten Liebesverständnis, das Fromm beschrieben und vor allem beim Mittelschichtsbürgertum beobachtet hat (Fromm, 1947a, S. 46f.), gehört für die meisten von uns dieses Liebesverständnis bereits der Vergangenheit an: das bürgerlich-hortende Liebesverständnis.



Wie die Bezeichnung „hortend“ bereits nahelegt, wird Liebe vor allem als wechselseitiges In-Besitz-Nehmen der Partner verstanden. Der andere wird geliebt, weil er sich als wertbeständig und (zu) mir gehörig erweist. Zu lieben äußert sich nicht im Geben, sondern im Vereinnahmen, Sparen, Aneignen und Anhäufen. Eigentum zu erwerben und sein eigenes Haus zu bauen, ist der Lebenssinn und das Liebesglück hortender Paare. Auch die eigenen Kinder werden als Eigentum gesehen, gefördert und in Anspruch genommen.

Auffällig ist auch, dass hortende Liebende meist auch mit Gefühlen und Wertschätzungen zurückhaltend sind und geizen. Geiz ist deshalb ein großes Thema, ebenso der Neid gegenüber denen, die mehr haben, sowie das Misstrauen gegenüber anderen und die Angst vor anderen, dass sie einem etwas wegnehmen könnten. Deshalb hört bei hortenden Sozialcharakteren die Nächstenliebe auf, wenn Flüchtlinge unsere Wohlstandsfestung Europa oder Deutschland überfluten.

Die Partnerbeziehung lebt davon, dass beide sich darauf verständigen können, dass alles gut ist, was zum Eigenen gehört, was gemeinsam besessen wird und was wertbeständig ist, während alles, was nicht zu uns gehört und also uns nicht gehört, feindlich und bedrohlich ist. Nachbarschaftskonflikte gehören deshalb ebenso zur Regel wie Erbschaftskonflikte. Die Liebe artikuliert sich oft in einer Sammlerleidenschaft und in der Vorliebe für Possessivpronomina, während zu geben und etwas oder jemanden loszulassen an Selbstaufgabe und Selbstverlust grenzt.

c) Das am Marketing orientierte Liebesverständnis

Von ganz anderer Art ist das heute sicher

am meisten verbreitete Liebesverständnis, das dem Marketing-Charakter entspringt. Fromm hat ihn bereits 1947 in *Psychoanalyse und Ethik* (Fromm, 1947a, S. 47-56) und dann noch einmal 1976 in *Haben oder Sein* (Fromm, 1976a, S. 374-378) beschrieben. Wie der Begriff „Marketing“ andeutet, strebt diese Sozialcharakterorientierung vor allem danach, sich gut zu verkaufen und das Denken, Fühlen und Handeln an dem zu orientieren, wie etwas aussehen und verpackt sein muss, um es in einer wettbewerbsbasierten Marktwirtschaft erfolgreich an den Mann und die Frau zu bringen. Die richtige Verkaufsstrategie – das Marketing – öffnet jeden Markt.

Eine besondere Bedeutung kommt der Marketing-Orientierung zu, weil das Marketing auch für den Umgang mit der eigenen Person und den eigenen Gefühlen und im Umgang mit anderen Menschen gilt: Wie kann man sich erfolgreich machen und „rüberbringen“? Entscheidend ist nicht, wer oder was jemand ist, sondern wie man sich verkaufen kann – und dies eben auch im Liebesleben und in der Partnerschaft. Das A und O eines am Marketing orientierten Liebeslebens ist deshalb die Fähigkeit, Rollen spielen zu können, mit denen man ankommt. Man muss in die Rolle des Liebenden zu gehen imstande sein, und zwar relativ unabhängig von tatsächlichen Gefühlen eigener Zuneigung und Liebe.

Basis einer solchen Liebe ist die gegenseitige Bekundung: „Du bist o.k.“ Wichtig ist der Anschein, die Performance, die erfolgreiche Verkörperung des Liebenden (eingeschlossen, dass man im Bett etwas bringt). Nicht minder wichtig ist das Werben mit Symbolisierungen der Liebe (liebevolle Begrüßungen, Aufmerksamkeiten, Geschenke, zärtliche Worte usw.); solche Symbolisierungen ersetzen auf weiten Strecken



den direkten Gefühlsausdruck, denn was man wirklich fühlt, lässt man lieber außen vor; auch eignet sich nicht jeder zum Schauspieler; nicht jeder schafft es, unabhängig von eigenen Gefühlen den großen Liebhaber – oder die große Liebhaberin – zu spielen.

Und noch etwas ist bei dem am Marketing orientierten Liebesverständnis ganz wichtig: Alle kritischen, konflikthafter und negativen Wahrnehmungen bei sich selbst und beim anderen sollten tunlichst als nicht zielführend, sprich nicht erfolgreich und liebesförderlich, ausgeblendet werden. Nur positives Denken und Fühlen hält die Beziehung am Leben und belebt sie.

Vermutlich werden die meisten Leser zustimmen: Ja, so gelingt Liebe! Allerdings sollten sie nicht vergessen, dass die Großmütter und Großväter genau das gleiche Gefühl hatten, als sie bei der Hochzeit hörten, die Frau solle dem Manne untertan sein, bis dass der Tod sie scheidet. An diesem Kontrast lässt sich eindrucksvoll zeigen, wie sehr gesellschaftlich erzeugte Liebesverständnisse variieren und uns zugleich glauben machen, das heute Normale sei die wahre Liebe. Bei der Marketing-Orientierung stimmt es eben nur, wenn man die wahre Liebe ohne „h“ schreibt, denn bei ihr wird Liebe wie etwas Gemachtes, ein Produkt, eine Ware, begriffen.

d) Das narzisstische Liebesverständnis

Das *narzisstische* Liebesverständnis bringt heute immer mehr Menschen Freude und Leid zugleich. Die Beobachtung, dass der andere immer nur an sich denkt und unendlich viel Aufmerksamkeit für sich braucht und einfordert, ist vielen wohl vertraut. Aber auch wenn es um den *eigenen* Narzissmus geht, steht man durchaus dazu, alle Aufmerksamkeit für sich zu brauchen.

Versteht man mit Fromm unter Narzissmus die verzerrte Wahrnehmung und Überbewertung des eigenen Selbst oder seiner körperlichen, geistigen und psychischen Aspekte, dann konzentriert sich das Interesse beim narzisstischen Bezogensein in erster Linie natürlich auf dieses eigene, meist grandiose Selbst, und nicht auf einen anderen Menschen. (Zu Fromms Narzissmus-Theorie vgl. vor allem Fromm, 1964a, S. 199-223, sowie Fromm, 1947a, S. 78-91, und Fromm, 1956a, S. 474-477.)

Auch wenn es eigentlich keine narzisstische Liebe eines anderen Menschen gibt, weil die narzisstische Selbstbezogenheit kein wirkliches Interesse am anderen als anderen hat, so gibt es doch wichtige Abstufungen. Bei den leichteren Formen hat der andere durchaus eine bestimmte Bedeutung. Und selbst bei einem stark ausgeprägten Narzissmus gibt es die Möglichkeit einer intensiv als Liebe und Verliebtheit erlebten Paarbeziehung.

Die häufigste Form narzisstischer Liebe ist die – meist gegenseitige – *Verzweckung*: Der andere wird als Aspekt und als Teil des Eigenen verstanden, so dass die Zuneigung, das Interesse und die Liebe nicht wirklich dem anderen gilt, sondern wie ein Bumerang zum Liebenden zurückkehrt. Bei dieser selbstsüchtigen Form der Liebe wird das Interesse am anderen nur vorgetäuscht, in Wirklichkeit finden im Beziehungsleben permanent Entwertungen des anderen statt, weil spürbar wird, dass es dem so Liebenden doch immer nur um sich selbst geht, um *seine* Befriedigung, um die Bestätigung *seiner* Großartigkeit, um die Aufmerksamkeit für *seine* Leidenszustände usw.

Sieht man noch etwas genauer hin, was das scheinbare Interesse am anderen begrün-



det, dann spürt der narzisstisch verzweckte Partner dort ein Interesse, wo er mit seinen Stärken den anderen entweder *spiegelt*, so dass der narzisstisch Liebende sich selbst im anderen wiederfinden kann, oder wo der andere ihn *ergänzt*. Letzteres sieht wie eine ganz echte Liebe aus, denn diese schätzt den anderen in seinem Eigensein wert. Bei einer narzisstischen Liebe allerdings will der Liebende über das, worin der andere ihn ergänzt, so verfügen können, wie wenn es ein Teil von ihm selbst wäre. Genau darin zeigt sich das Narzisstische und die Verzweckung oder gar Vereinnahmung des anderen. Der andere muss willfährig sein, weshalb eine solche narzisstische Liebe in der Regel mit einer krankhaften Eifersucht einhergeht.

Dass die Liebe zu einem anderen Menschen in Wirklichkeit eine narzisstische Verzweckung oder Vereinnahmung ist, zeigt sich meist daran, dass keine Kritik am Liebenden geübt werden darf und jede Infragestellung der Liebesbeziehung – etwa auch durch Ansprüche auf ein Eigenleben – die Beziehung gefährdet und in eine Krise bringt. Kommt es dabei zum Bruch, dann geht dieser mit massiven Entwertungen einher und ist die Trennung meist definitiv.

Das Verbundenseinwollen ohne Abgrenzung vom anderen, das für alle narzisstischen Liebesformen so typisch ist, äußert sich manchmal auch in einer „großen Liebe“. Die beiden sind ein Herz und eine Seele und natürlich auch ein Körper, aber in einer völligen Ununterschiedenheit. Wie bei einer wahnhaften *folie à deux* erleben sie sich als die einzig wirklich Liebenden und schauen mit erhabenen Gefühlen auf die in ihren Augen liebesunfähige Umwelt herab.

Gerade bei narzisstischen Liebesformen

kommt es nicht so selten vor, dass die Verliebtheit nur in der Fantasie gelebt wird, etwa in der vorgestellten Verschmelzung mit der angebeteten Person oder auch in der Verschmelzung mit dem Göttlichen in religiösen Liebesbeziehungen. Auch hier lässt sich das Narzisstische einer solchen Verliebtheit daran erkennen, ob alles, was außerhalb dieses Erfahrungsbereichs ist, entwertet wird.

e) Das nekrophile Liebesverständnis

Kenner des Frommschen Werkes wissen, was Fromm mit dem Begriff „Nekrophilie“ meint: dass sich Menschen in zunehmendem Maße von allem angezogen fühlen, was dinglich, leblos, rein technisch, kontrollierbar und berechenbar ist und alles zu meiden versuchen, was unberechenbar, unsicher oder nur erfahrbar ist, wie das für das Leben und alles Lebendige gilt. (Vgl. Fromm, 1964a, S. 179-186, sowie Fromm, 1973a, S. 295-334.) Fromm führt diese vom Toten (*nekrós* ist das Tote, der Leichnam) angezogene Sozialcharakterprägung auf die zunehmende Technisierung unseres Lebens zurück, die mit Hilfe der Digitalisierung jedes und alles innerhalb von Sekundenbruchteilen dinglich und berechenbar machen kann.

Zweifellos schlägt sich die Anforderung, alles berechnen und verdinglichen zu müssen, auch in der Liebesfähigkeit und darin wider, was unter Liebe verstanden wird. Die nekrophile Liebesbeziehung zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass es keine Überraschungen gibt und der Partner und die Partnerin berechenbar sind und bleiben. Dies äußert sich auch in dem, was als liebenswert angesehen wird: Es sind die „zeitlosen“ Werte des anderen, die ihn attraktiv machen, weil man dann weiß, woran man ist und keine „Katze im Sack“ kauft. Darum



stehen Eigenschaften wie Intellektualität, Geistesschärfe, Sachlichkeit, Funktionalität, Kontrolliertheit, „Sauberkeit“, Zuverlässigkeit ganz hoch im Kurs, während alles Lebendige, Unwägbare, Spontane, Gefühlshafte und Unberechenbare Sand im Getriebe ist und die Beziehung gefährdet.

Eine solche Liebe funktioniert. Sie findet ihr Glück darin, dass alles wie bei einer Maschine abläuft. Das gilt für die tägliche Routine, den Abschiedskuss oder die Freizeitgestaltung ebenso wie für den Vollzug des Geschlechtsakts – alles läuft nach Plan und ist eine Sache, die erledigt wird. Das Beziehungsleben wird geplant, organisiert und verwaltet. Überraschungen, spontane Gefühlsregungen, nicht geplante Körpernähe, ungewohnte Zärtlichkeit oder gar unvorhergesehene Lust auf Sex werden als bedrohlich erlebt und machen die Liebe unsicher.

Alle bisher skizzierten, gesellschaftlich erzeugten Liebesverständnisse wurden von Fromm selbst als solche erkannt und sozialcharakterologisch beschrieben. Die Auswirkungen der digitalen Revolution hat Fromm nur noch ansatzweise miterlebt. Der Siegeszug der Digitalisierung, der elektronischen Medien und der Vernetzungstechnik hat zu massiven Veränderungen nicht nur der Produktionsweise und Arbeitsorganisation, sondern auch der Vergesellschaftungsformen und der Lebenspraxis der Vielen geführt, so dass es in den letzten 30 Jahren zu einer neuen Sozialcharakter-Orientierung kam, die Rainer Funk (2005; 2011) den „ich-orientierten Charakter“ genannt hat.

f) Das ich-orientierte, selbstbestimmte Liebesverständnis

Dadurch, dass man heute an jedem Ort und zu jeder Zeit verbunden sein kann und

Zugriff auf Informationen, Unterhaltung, Wissen, Waren, Filme, Musik und andere Menschen hat, entsteht der Eindruck, als gäbe es keine Grenzen mehr und könne man mit den neuen Techniken die Wirklichkeit um uns herum, aber auch die, die wir selbst sind, völlig neu und besser erschaffen. Und selbst, wenn man mit einer unerfreulichen Realität konfrontiert wird, gibt es die Möglichkeit, in virtuelle Welten auszuweichen.

Grenzen beseitigen, Bindungen auflösen, Vorgaben und Maßgaben anderer aus der Welt schaffen und alles selbstbestimmt, neu und anders herstellen können – dies ist eine Grunderfahrung des gegenwärtigen Menschen, die sich psychologisch in einem deutlich erkennbaren Streben nach Entgrenzung und Entbindung von allem manifestiert, was sich der Selbstbestimmung in den Weg stellen könnte. Jeder will selbst bestimmen können, wer er ist, was er tut, womit er sich beschäftigt, und zwar ohne Rücksicht auf irgendwelche Vorgaben der Natur, der Gesellschaft, der Familie, der Kirche – und auch des Partners bzw. der Partnerin. Ich-Orientierte wollen ungebunden und bindungslos mit anderen selbstbestimmt verbunden sein

Das Streben nach Entgrenzung und Entbindung macht selbst vor der eigenen Persönlichkeit nicht halt. Warum sollte man sich mit seinen bescheidenen Antriebskräften und Interessen abfinden müssen, wenn es unzählige Möglichkeiten gibt, sich animieren und beleben zu lassen? Warum sollte man sich selbst und andere mit seinen oft wenig schmeichelhaften eigenen Gefühlen spüren wollen, wenn einem sehr viel attraktivere Gefühlserlebnisse zum Konsum angeboten werden und Emotionalisierung der große Verkaufsschlager ist?



Überhaupt – sich nach anderen zu sehnen, sich auf sie zu freuen oder andere zu vermissen, Angst um sie zu haben, sich allein zu fühlen – all das, was wir spüren, wenn wir mit einem anderen Menschen mit eigenen emotionalen Kräften verbunden sind, zeigt doch nur, dass man mit Grenzen konfrontiert wird und sich abhängig erlebt. Warum sollte man also noch Beziehungen mit eigenen Gefühlskräften gestalten?

An solche Grenzen kommt man vor allem, wenn es um negative Gefühle bei einem selbst oder beim anderen geht. Jedes eigene negative Gefühlserleben ist deshalb tabu. Die Lösung des ich-orientierten Menschen lautet, die eigenen emotionalen Bindungskräfte auszublenden und Gefühle in Beziehungen dadurch zu spüren, dass man die angebotenen Gefühls- und Erlebniswelten *mit*-fühlt. Dann kann man die Gefühle aussuchen, die man miterleben will, ohne dass das Gefühlserleben etwas mit einem selbst zu tun hat.

Entsprechend ist die Liebesfähigkeit und das Liebesverständnis bei ich-orientierten Partnern. Es zeichnet sich durch besondere Stärken und besondere Schwächen aus. Um mit den Stärken zu beginnen: Entbundene Partner zeigen meist eine überdurchschnittliche Fähigkeit, fair und tolerant zu sein im Umgang miteinander. Sie können den anderen in dessen selbstbestimmtem Anderssein gelten lassen. Auch sind sie kaum nachtragend, trauern niemandem nach, trennen sich problemlos und bleiben trotz des Scheiterns der Partnerschaft gute Freunde.

Sexuell gilt es, sich frei zu fühlen und selbst zu verwirklichen. Jedes und alles ist erlaubt, auch die Enthaltbarkeit. Eifersucht gegenüber anderen Menschen ist meist kein Thema. Sie tritt eigentlich nur dann

auf, wenn einer der Partner noch immer die Aufmerksamkeit oder Zuneigung des anderen spüren will und sich nicht damit abfinden kann, dass dieser immer nur mit seinem Handy beschäftigt ist. Um es etwas überspitzt zu sagen: Entgrenzt liebende Partner fühlen sich am besten dadurch miteinander verbunden, dass beide mit ihrem Smartphone beschäftigt sind.

In psychologischer Sicht findet eine einschneidende Veränderung statt: Statt mit eigenen Gefühlskräften *Beziehungen* zu pflegen, pflegen heute immer mehr Menschen *Kontakte* mit Hilfe von Kontaktmedien. Ohne Kontaktmedien erleben sie sich weitgehend liebesunfähig. Mit Hilfe der elektronischen Medien sind sie aber fähig, angebotene Liebesgefühle mitzufühlen und sich Leidenschaften sozusagen auszuborgen.

So großzügig und tolerant das Verbundensein gelebt wird, so sehr wird alles gemieden, was *Verbindlichkeit*, ein inneres Pflichtgefühl oder gar ein Angewiesensein bedeuten könnte. Treue gibt es meist nur projektorientiert, solange etwas Neues geschaffen und in Erfahrung gebracht werden kann. Geradezu tabu sind Beziehungswünsche, aus denen sich Erwartungen der Verlässlichkeit und anhaltende Nähewünsche ergeben könnten.

Sich fürs Leben zu binden und sich gar auf eine Familiengründung einzulassen, ist zwar inzwischen nicht mehr „megaout“, sondern werden zunehmend als Verbundenheit garantierende Institutionen wieder gesucht. Dies ändert aber nichts daran, dass eine Eheschließung ein angstbesetzter Schritt ist, den man als solchen nicht spüren darf, weshalb die Heirat kontraphobisch zum größten Event aller Zeiten hochstilisiert wird.



Die Ehescheidungsraten sind entsprechend hoch. Bezeichnenderweise gibt es rund um die Geburt des ersten Kindes die meisten Trennungen. Das Kind konfrontiert die Partner mit einem Verbindlichkeitsanspruch und mit Bindungsnotwendigkeiten, bei denen manche nur noch die Flucht nach Vorne antreten können, um ihren Anspruch auf eine entbundene Liebesfähigkeit und eine grenzenlose Autonomie aufrecht zu erhalten.

Trotz solcher bedenklicher Auswirkungen einer entbundenen Liebesfähigkeit ist unzweifelhaft, dass die Liebesfähigkeit von entgrenzten Menschen und das von ihnen favorisierte Verständnis von Liebe eine gesellschaftlich akzeptierte, ja geförderte Art der Bezogenheit ist. Sie trägt zur Stabilität einer Gesellschaft bei, die sich anschickt, sämtliche Lebensbereiche zu flexibilisieren. Flexible Menschen gibt es nur, wenn Grenzen und Bindungen entgrenzt und entbunden werden und die Liebesfähigkeit diesen Erfordernissen gerecht wird. Ob eine derart entbundene Liebe auch zum Wohl-Sein des Menschen und zu einem gelingenden Zusammenleben beiträgt, ist bei der ichorientierten Liebesfähigkeit ebenso fraglich wie bei den anderen hier skizzierten gesellschaftlich erzeugten Liebesverständnissen.

Fromm sieht in den genannten sozialcharakterologisch definierten Liebesverständnissen eine nicht-produktive Dynamik am Werk, die sich auf eine mehr oder weniger starke Einschränkung der dem Menschen möglichen Liebesfähigkeit auswirkt. Welche Möglichkeiten produktiv liebender Bezogenheit der Mensch auf Grund seiner Fähigkeiten zu Imagination und Reflexivität hat, beschrieb Fromm detaillierter für die therapeutische Beziehung.

5. Die produktive Liebesfähigkeit und ihre

transformierende Kraft

Die eindrücklichste Beschreibung produktiver Liebe und ihrer verändernden Kraft findet sich nicht in *Die Kunst des Liebens*, sondern in drei Vorträgen zur Frage der therapeutischen Beziehung, die Fromm 1959 am William Alanson White Institut in New York gehalten hat (Fromm, 1992g, S. 201-236). Die produktive Wirkung wird hier als „direkte“ Begegnung zwischen zwei Menschen gefasst. (Zu Fromms Verständnis von „direkter Begegnung“ vgl. auch Funk, 2009). Eine solche Direktheit hat ein tief reichendes Gefühl der Solidarität mit dem Gegenüber zur Voraussetzung.

Nach Fromm ist

das Gefühl der Solidarität (...) eine der wichtigsten therapeutischen Erfahrungen, die wir einem Patienten ermöglichen können. In diesem Augenblick fühlt sich der Patient nicht mehr isoliert. In jeder Neurose und bei allen Beschwerden, die ein Patient hat, ist das Gefühl des Isoliertseins, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht, das Kernproblem seines Leidens. In dem Augenblick, in dem er fühlt, dass ich dies mit ihm teile und sagen kann: 'Dies bist du', und ich sage dies weder freundlich noch unfreundlich, bedeutet dies ein Befreitwerden aus seiner Isolation. Denn ein anderer Mensch sagt ihm: 'Dies bist du', steht zu ihm und teilt dies mit ihm." (Fromm, 1992g, S. 224.)

Was Fromm hier bezüglich der therapeutischen Beziehung sagt, gilt für ihn aber ganz allgemein. In jeder Art von Beziehung sollte es um eine „direkte Begegnung“ und um ein „Bezogensein aus der Mitte“ (Fromm, 1992g, S. 222-224) gehen. Der Andere ist dann „kein Ding mehr 'da drüben', das ich



betrachte; er stellt sich mir ganz, und ich stelle mich ihm ganz, und wir weichen uns nicht mehr aus“ (Fromm, 1992g, S. 215).

Die direkte Begegnung will mit den Gefühlen und Leidenschaften des Anderen in Kontakt kommen, um ihn auf diese Weise ganzheitlich erleben zu können. Für diese Art direkter Begegnung mit dem Anderen gibt es für Fromm ein eindeutiges Merkmal: „Wer den Anderen ganzheitlich erleben kann, hört zu urteilen auf“ (Fromm, 1992g, S. 223). So sehr wir im Vollzug unseres Lebens und zur Sicherung unseres Überlebens immer gezwungen sind, darüber zu urteilen, was wir wollen und wogegen wir uns wehren, so gilt für die direkte Begegnung mit einem Anderen, wenn man ihn wirklich sehen will, dass das Urteilen aufhört:

„Wer sich selbst oder einen anderen Menschen in Gänze sehen kann, urteilt deshalb nicht, weil er von diesem Gefühl, von diesem Erleben – ‘Das bist du’ – völlig überwältigt ist und auch von dem Gefühl ‘Wer könnte hier noch urteilen?’ In Wirklichkeit komme ich nicht einmal auf die Idee, so zu fragen, denn wenn ich ihn in dieser Weise erlebe, erlebe ich mich selbst. Ich sage: ‘So, das bist du’, und fühle in gewisser Weise ganz unmissverständlich: ‘Und das bin ich auch!’“ (Fromm, 1992g, S. 223).

Was Fromm hier über die produktive Liebe sagt, die von einem tiefen Gefühl der Solidarität getragen ist und zu urteilen aufhört, lässt sich sicher nicht in allen Beziehungsbereichen realisieren und auf alle Situationen anwenden. Oft sind wir gezwungen, uns zu schützen oder Entscheidungen zu treffen, die nicht nur uns selbst und das Beziehungsgeschehen zweier Menschen

betreffen. Das, was Fromm hier für den therapeutischen Bereich als verändernde und „heilende“ Wirkfaktoren beschreibt, hat dennoch grundsätzliche Bedeutung, weil produktive Liebe eine *Orientierung*, ein Ausgerichtetsein des Denkens, Fühlens und Handelns auf eine Zielgröße hin bezeichnet, so dass es auf die Richtung ankommt. Wenn immer Liebe auf Solidarität und auf das Überwinden von Urteilen und Vorurteilen ausgerichtet ist, ist sie produktiv und hat eine verändernde Kraft: für einen selbst und für das Objekt der Liebe.

Literaturverzeichnis

Die Schriften Erich Fromms werden hier nach der *Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden*, hg. von Rainer Funk, München (DVA und dtv) 1999, zitiert. Inzwischen sind sämtliche Schriften Fromms in deutscher Sprache auch in E-Book-Ausgaben zugänglich (<http://books.openpublishing.com/fromm>) und gibt es eine elektronische Gesamtausgabe, die alle 250 Schriften in deutscher Sprache enthält, als ein E-Book (<http://books.openpublishing.com/e-book/335933>). Weitere Hinweise zu Leben und Werk finden sich im Netz unter <http://erich-fromm.de/>.

Bachofen, J. J., 1954 [1861]: *Mutterrecht und Urreligion*. Eine Auswahl, hg. von Rudolf Marx, Stuttgart 1954 (Alfred Kröner Verlag).

Bauer, J., 2006: *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren*, Hamburg (Hoffmann und Campe).

Buchholz, M. B., 2014: „Hermeneutik oder Szientismus?“, in: *Forum der Psychoanalyse*, Band 30 (Heft 3), S. 241-255.

Fromm, E., 1934a: „Die sozialpsychologische Bedeutung der Mutterrechtstheorie“, GA I, S. 85-109; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/303747/>.

Fromm, E., 1936a: „Sozialpsychologischer Teil“, GA I, S. 141-187; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/313964/>.

Fromm, E., 1939b: „Selfishness and Self-Love“, in: *Psychiatry. Journal for the Study of Interpersonal Process*, Washington (The William Alanson Psychiatric Foundation), Band 2, (1939), S. 507-



- 523; deutsch: "Selbstsucht und Selbstliebe", in: E. Fromm, *Liebe, Sexualität, Matriarchat*, München (Deutscher Taschenbuch Verlag, Dialog und Praxis 35071) 1994, S. 177-210; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/311557/>.
- Fromm, E., 1941a: *Die Furcht vor der Freiheit*, GA I, S.215-392; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/286064/>.
- Fromm, E., 1947a: *Psychoanalyse und Ethik*, GA II, S. 1-157. E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/294046/>
- Fromm, E., 1955a: *Wege aus einer kranken Gesellschaft* (1955a), GA IV, S. 1-254; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/294049/>
- Fromm, E., 1956a: *The Art of Loving. An Inquiry into the Nature of Love* (World Perspectives Vol. 9, planned and edited by Ruth Nanda Anshen), New York (Harper and Row) 1956; deutsch: *Die Kunst des Liebens*, erstmals erschienen bei Ullstein 1961, heute verlegt bei Ullstein, DVA, dtv und Manesse; GA IX, S. 437-518; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/286085/>.
- Fromm, E., 1962a: *Jenseits der Illusionen* (1962a), GA IX, S. 37-155; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/286088/>.
- Fromm, E., 1964a: *Die Seele des Menschen. Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen*, GA II, S. 159-268; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/286089/>.
- Fromm, E., 1970b: und Michael Maccoby: *Der Gesellschafts-Charakter eines mexikanischen Dorfes. Psychoanalytische Charakterologie in Theorie und Praxis*, GA III, S. 231-540; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/311554/>.
- Fromm, E., 1970f: „Die Bedeutung der Mutterrechtstheorie für die Gegenwart“, GA I, S. 11-114; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/303761/>.
- Fromm, E., 1973a: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, GA VII, S. 1-444; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/294050/>.
- Fromm, E., 1980a [1935]: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung*, hg. von Wolfgang Bonss, GA III, S. 1-230; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/318094/>.
- Fromm, E., 1992e [1937]: „Die Determiniertheit der psychischen Struktur durch die Gesellschaft. Zur Methode und Aufgabe einer Analytischen Sozialpsychologie“, GA XI, S. 129-175; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/307242/>.
- Fromm, E., 1992g [1959]: „Das Unbewusste und die psychoanalytische Praxis“, GA XII, S. 201-236; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/307244/>.
- Fromm, E., 1994b [1955]: „Bachofens Entdeckung des Mutterrechts“, GA XI, S. 177-187; E-Book: <http://books.openpublishing.com/e-book/311562/>.
- Funk, R., 1995: „Der Gesellschafts-Charakter: ‚Mit Lust tun, was die Gesellschaft braucht‘“, in: Internationale Erich-Fromm-Gesellschaft (Hg.), *Die Charaktermauer. Zur Psychoanalyse des Gesellschafts-Charakters in Ost- und Westdeutschland. Eine Pilotstudie bei Primarschullehrerinnen und -lehrern*, Göttingen und Zürich (Vandenhoeck und Ruprecht) 1995, S. 17-73; PDF: http://www.fromm-gesellschaft.eu/images/pdf-Dateien/Charaktermauer/Charaktermauer_1995_016-073.pdf.
- Funk, R., 1999: *Erich Fromm - Liebe zum Leben. Ein Bildbiographie*, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1999; München (Deutscher Taschenbuchverlag) 2011.
- Funk, R., 2003: „Was heißt ‚produktive Orientierung‘ bei Erich Fromm?“, in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 07 / 2003, Tübingen (Selbstverlag), S. 14-27; PDF: http://www.fromm-gesellschaft.eu/images/pdf-Dateien/Funk_R_2003a.
- Funk, R., 2005: *Ich und Wir. Psychoanalyse des postmodernen Menschen*, München (dtv).



Property of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Funk, R., 2009: „Die ‚direkte‘ Begegnung“, in: R. Funk (Hg.), *Erich Fromm als Therapeut*, Gießen (Psychosozial-Verlag), S. 81-92.

Funk, R., 2011: *Der entgrenzte Mensch*, Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus).

Funk, R., 2011a: „Mehr als Intersubjektivität. Der sozialpsychoanalytische Ansatz von Erich Fromm“, in: *Forum der Psychoanalyse*, Jahrgang 27 (Nr. 2), S. 151-163.